

BORIS FERREIRA

DIE WELT
ALS KEKS
UND KRÜMEL

VIEL UND WENIG
IM LEBEN



BORIS FERREIRA

DIE WELT
ALS KEKS
UND KRÜMEL

VIEL UND WENIG
IM LEBEN



BORIS FERREIRA

**Die Welt als Keks und
Krümel
Viel und wenig im Leben**

Philosophisches Sachbuch

Books on Demand

*Für Milena, meine ideelle Leserin, und Frank, meinen
Unterstützer*

Inhaltsverzeichnis

Teil 1: Erfüllung und Grenze

Themen

Alpenhöhe

Eros

Krankheit

Fragehütchen

Zylinderhase

Zoom

A to B

Träume

Hier

Held

Cocktails

Kreuzbezug

Erlösungspülverchen

Befestigungsanlagen

Ode an die Freiheit

Dorf und Welt

Top 10

Drückebergerei

Dreimal Dei

Schlange

Pommes

Antworthaufen

Herrenlos

Jüngstes Gericht

Sumpfwege

Optimaler Ort

1) Fächer

2) Mobile

Kippen

Randvoll
Eis
Blinder Fleck
Erlösung
Front
Streber
Parlament
Äquidistanz
Saldo
Mitte
Tagesform
Berichtigung
Verzahnung I
Safe
Treppengeländer
„Ich kann“
Brechung
Faust I
Gretchenfrage
Brücke

Teil 2: Flut und Felsen

Strand
Flut
Felsen
Strohalm
Leber
Finanzkrise
Floß
Glücksschmelze
Text
Tagebuch
Zukunft
Überschuss
Position

Promise and deliver
Offenheit
Übersteigen
Unklare Besitzverhältnisse
Rodeo
Toyota
Lieblingskrawatte
Mosambik
Kindheit
Verzahnung II
Lebensnavigation
Pippi
Petrus
Baumschule
Prêt-à-porter
Rheinblick
Verschmelzung
Hoher Göll
Macht
Verirrung

Teil 3: Moment und Ganzes

Sterbebett
Heimweg
Rose
Rückwirkung
Dagobert Duck
Lasso
Weg
Mäkelei
Kameraschwenk
Ausdruck
Blickwinkel
Kaugummi
Bejahung

Ausgleich
Rekonstruktion
Zweite Hand
Verdichtung
Spüren
Rückfluss
Verdoppelte Verdichtung
Krümelmonster
Umdrehung
Faust II
Regal
Zimmer
Dämmerung
Kompass
Einfluss
Übertragung
Einbezogen
Abwehr
Unabhängigkeit

Teil 4: Wäscheleine

Synopsis
Lebensgestalt
Wanderung
Deuteros plus
Haltlos
Aufmerksamkeitsachse
3-D-Koordinaten
Sandförmchen
Bella Figura
Bejahen
Leben
Kaserne
Letzte Instanz
Störfaktoren

[Schule](#)
[Kasteiung](#)
[Blümchen](#)
[Vierte Dimension](#)
[Leverage](#)
[Gedankenexperiment](#)
[Wegwerfhandschuh](#)
[Beschäftigung](#)
[Kartographie](#)
[Listen](#)
[Fotoalbum](#)
[Lohn](#)
[Vize-König](#)

Epilog: Wäscheklammer

[Empirie](#)
[Magnetfelder](#)
[Hygiene](#)
[Gigantomachie](#)
[Assoziationscode](#)
[Emoform](#)
[Rez-de-chaussée](#)

[Endnoten](#)
[Bildnachweise](#)
[Danksagung](#)

Teil 1: Erfüllung und Grenze

Themen

Von den Themen, dem Faden und dem Warum

Es geht hier um Erfüllung. Meist suchen wir sie, oder hätten sie gerne, gar ohne sie zu suchen, selten haben wir sie. Wir reden nicht von einer Erfüllung, die nie einer erreicht, die Denker, Dichter oder Hollywood Drehbuchautoren entwerfen, damit andere sie bitte erreichen mögen oder sich quälen, weil sie sie nicht erreichen. Wir fragen nach der Erfüllung, die jeder Leser (natürlich auch jede Leserin) schon einmal erfahren hat. Was ist das eigentlich, was geht da vor sich, und wo ist dieses ‚da‘?

Die Frage der Erfüllung ist eine Fährte, die wir aufgreifen. Etwas, das wir erst richtig verstehen, wenn wir ihr folgen bis zur größeren Frage, zur großen Frage: Ist es gut, dass ich hier bin und *wie* ich hier bin (die Art und Weise)? Begrüße ich es, lässt es mich schwindeln, nehme ich es hin? Macht es Sinn? Kann ich es bejahen? Das ist es, was normalerweise und auch in diesem Buch mit ‚Sinn des Lebens‘ gemeint ist – auch und insbesondere wenn es ihn gar nicht gibt.

Wer Erfüllung sucht, der befindet sich irgendwo in einer Landschaft, die verzeichnet ist in einer Karte mit – statt Windrose – einer Sinnrose. Unsere verschiedenen – meist unausdrücklichen – Antworten auf die Frage, was wir hier eigentlich tun, bilden die Koordinaten, nach denen wir unsere Position auf der Karte, in der Landschaft unseres Lebens bestimmen.

Erfüllung soll unsere Leitfrage sein. Sie wird im ersten Teil entwickelt und leitet uns zur Grundfrage. Diese ist – jenseits der noch verschlossenen Türen, des Vorraums, in dem wir jetzt diesen Zipfel Ariadnefaden aufgreifen – die Frage nach dem Sinn des Lebens. (Gibt es überhaupt eine andere Frage?) Zur Grundfrage gelangen wir in Teil 3.

Auf dem Weg dahin sammeln wir die Elemente ein, die bei der Antwort zu berücksichtigen sind.

In dieser Bestandsaufnahme wird es auch – nicht weniger wichtig – um die Knöpfe und Hebel gehen, die gedrückt und in Gang gesetzt werden, wenn wir die Frage stellen, ob wir unser Leben bejahen können.

Am Ende sollte eine gewisse Klarheit darüber herrschen, warum wir überhaupt unser Leben bejahen wollen und was bei unseren Versuchen, dies zu tun, alles passiert.

Natürlich bleiben die Fragen, was das denn eigentlich ist, ‚mein Leben‘, und wer ‚ich‘ dabei bin, auf diesem Weg nicht unberührt.

Es wird um Cocktails und Swimmingpools gehen, um Berge, Mobiles, Flöße und Wellen, Sterbebetten, Safes, Filmspulen, Listen, Cowboys, Wäscheklammern und vieles mehr.

Alpenhöhe

Von den Bedingungen dieses Fragens

Nun mag der ein oder andere Extremalpinist oder arbeitsberauschte Manager einwenden, dass solche Fragen nach der Erfüllung (erst recht nach dem Sinn) nur stellt, wer gerade nicht erfüllt ist, sozusagen die Arbeitslosen des Lebens.

Das ist auch weitestgehend zutreffend – man muss einerseits eine Vorstellung von Erfüllung haben, wie dichterisch sie auch sein mag („dichterisch“ wird hier im Anschluss an Kierkegaard als – vereinfacht gesagt – ‚dahingeträumt‘ benutzt, wie man auch sagen könnte: ‚hollywoodartig‘). Andererseits muss man in sich eine Abwesenheit von dieser Erfüllung spüren; also eine gewisse Leere, ein ausstehendes ‚to do‘, um diese Frage nach Erfüllung überhaupt zu verstehen. Wer glücklich oder auch in Not im Meer der Lebensfülle planscht oder strampelt, wird kaum die Zeit für die Frage finden.



Eros

Historischer Beleg für diese besondere Erfahrung der Leere, die sich als Frage zu ihrer Überwindung verhält

Keine Geringeren als Platon und Kant stellten dies fest:

Im „Gastmahl“ schildert Platon (427–347 v.Chr.) um einige rhetorische Ecken die Entstehung von Eros – der, vereinfacht gesagt, die Menschen kennzeichnet und sie zu Strebenden und Suchenden macht. Eros entstand nämlich aus der (sexuellen) Verbindung von Poros (Reichtum) und Penia (Armut). Dann heißt es: „Und auch zwischen Weisheit und Unverstand steht er immer in der Mitte. Dies verhält sich nämlich so. Kein Gott philosophiert oder begehrt weise zu werden, sondern ist es, noch auch, wenn sonst jemand weise ist, philosophiert dieser. Ebenso wenig philosophieren auch die Unverständigen oder streben, weise zu werden. Denn das ist eben das Arge am Unverstande, daß er, ohne schön und gut und vernünftig zu sein, doch sich selbst ganz genug zu sein dünkt. Wer nun nicht glaubt, bedürftig zu sein, der begehrt auch das nicht, dessen er nicht zu bedürfen glaubt. [...] so daß Eros notwendig weisheitliebend ist und also, als philosophisch, zwischen den Weisen und Unverständigen mitteninne steht.“¹

Kant (1724–1804) beschreibt unser Sitzen zwischen den Stühlen des Wissens und Nichtwissens gar nicht so unähnlich. Die „Kritik der reinen Vernunft“ beginnt mit diesem Satz: „Die menschliche Vernunft hat das besondere Schicksal in einer Gattung ihrer Erkenntnisse: daß sie durch Fragen belästigt wird, die sie nicht abweisen kann, denn sie sind ihr durch die Natur der Vernunft selbst aufgegeben, die sie aber auch nicht beantworten kann, denn sie übersteigen alles Vermögen der menschlichen Vernunft.“²

Auf diesem Schlachtfeld taumelt, verwundert, aber nimmermüde, der Standartenträger des Fragens.

Krankheit

Fortsetzung des historischen Belegs. Das Zwischen wird zum führenden Salon. Krank, aber wahr. Über Gesundheitsökonomie

Wann immer – so seit Mitte des XIX. Jahrhunderts – Existenzialisten subtil und haarspalterisch von dem ‚Zwischen‘, dem ‚Inter-esse‘ oder gar dem ‚Quasi‘ reden, ist im Kern dieser Weder-noch- bzw. Sowohl-als-auch-Zustand gemeint. Positiv könnte man von ‚Unterwegssein‘ sprechen – diese Aussage ist aber so allgemein, dass sie wiederum wenig hilft.

Nach der Blüte des deutschen Idealismus in der Folge von Kant bis in die erste Hälfte des XIX. Jahrhunderts hinein – grob gesagt – fiel der noch aus der Aufklärung stammende Glaube an die Wegweiser dem Aufdecken von Doppelbödigkeiten, schiefen Motivationslagen und unlösbaren Widersprüchen zum Opfer. Es passierte im Denken, was in der zweiten Hälfte des XIX. Jahrhunderts in der Musik geschah, mit dem späten Liszt, Richard Strauss, Mahler und anderen: das Auflösen der klassischen Form, das Verlieren jeden festen Bodens unter den Füßen.

Es war die Zeit für den Existenzialisten Kierkegaard (1813–1855), der in Richtung Berlin rief, wo Hegel (1770–1831) lehrte: „Ein Denker führt ein ungeheures Gebäude auf, ein System, ein das ganze Dasein und die Weltgeschichte umfassendes System – und betrachtet man sein persönliches Leben, dann entdeckt man zu seiner Verblüffung das Entsetzliche und Lächerliche, daß er selbst persönlich diesen ungeheuer hochgewölbten Palast nicht bewohnt, sondern einen Schuppen nebenan oder, wenn es hochkommt, die Portierwohnung.“³

Etwas verloren und ein wenig verlogen ist also der Geist.

Novalis (1772-1801) schreibt: „Krankheiten zeichnen den Menschen vor den Thieren und Pflanzen aus. Zum Leiden ist der Mensch geboren. [...] Gebrechlichkeit ist der Charakter der mit Geist verbundenen Natur.“⁴

Und Marx (1818-1883), auch gegen Hegel, warf, sehr vereinfacht, dem Geist, der Weltanschauung, also den Thesen über den Sinn des Lebens – dem Überbau – vor, immer nur hinter der Materie herzuhinken, dem ökonomischen Geschehen.

Der Geist macht uns gebrechlich und kommt immer zu spät.

Nachdem unsere Zeit den Triumph der Marktwirtschaft erleben durfte, stellt sich die Frage nach dem Sinn der Fragen primär als Frage nach ihrem Nutzen und schließlich ihrer wirtschaftlichen Verwertbarkeit.

Es steht der Extremsportler auf einem Gipfel der Alpen, diesem Luftschloss Gottes, seine Brust quillt über vor Erfüllung. Er hat keinen Kopf für Fragen, wenn überhaupt etwas in der Art, dann hat er Antworten, keine Fragen.

Fragen werden von meinem Geist gestellt, nicht von den Füßen, die mich Berge hochtragen. Wie steht nun der nicht ganz abwegige Generalverdacht gegen den Geist in Verbindung mit der Frage nach unserem Befinden in einem ‚Zwischen‘, in dem es sowohl Erfüllung gibt als auch Leere, deren Verhältnis zueinander wiederum so verwirrend ist, dass wir uns – immerhin – nach dem Sinn des Ganzen fragen können.

Fragehütchen

Allererste Zwischenbilanz. Worauf kommt es uns an, und wer sind wir?

Wir sind nicht fest. Vielmehr tragen wir, wie eine lockere Schraube, das Spiel einer gewissen Wackeligkeit mit uns. Vielleicht kommt es daher, dass wir oft nicht gefestigt sind.

Wir mögen manchmal das Gefühl haben, festgesetzt zu sein, eingekeilt im Leben. Das bedeutet, dass wir den Spielraum um uns bemerken. Wir sind nicht eins mit dem Ort, an dem wir uns befinden – allemal nicht immer, vielleicht sogar nie.

Die Lockerung, die also besteht zwischen

- a) uns – wer auch immer das sein mag –,
- b) dem Ort, an dem wir uns befinden – was auch immer ‚Ort‘ hier sein mag –, und
- c) den Möglichkeiten, mehr zu erreichen – was auch immer ‚mehr‘ sein mag –, führt dazu, dass wir von uns z.B. sagen, wir seien in Bewegung, unterwegs etc.

Dabei wissen wir nicht genau, wohin: weder wohin wir uns richten, noch ob wir uns in eine besondere Richtung richten sollten.

In diesem unbestimmten Sinne sind wir auf der Suche. ‚Wir‘ – das reicht vom blinden Huhn, das durch Zufall sein Alltagskorn findet, bis zu Symeon auf der Säule, der mit seltener Hartnäckigkeit sein Ziel verfolgte.

Unter die Suche mischt sich ein Verdacht, ein Argwohn, eine Hoffnung: dass es auf etwas ankomme. Worauf aber – wenn überhaupt – kommt es in unserem Leben an? Ist es die Erfüllung? Ist die Erfüllung zu wenig? Oder zu viel? Was ist die Messlatte für viel und wenig im Leben? Der Sinn des Lebens? Und was soll das sein?

Fassen wir die ersten Fragen knapp:

- Was suchen wir?
- Wer sucht? Das heißt, wer ist da ‚wir‘, jeweils also ein Ich?
- Und die Synthese aus diesen beiden Fragen (erstes Kunststück): Hängt das, was wir sind, mit dem zusammen, was wir suchen?

Noch etwas:

Es ist nicht nur ein grammatikalischer Zufall, dass wir – genauer: ich als Autor und Muster-Ich dieses Textes oder Sie als sein(e) Leserin oder Leser – hin und her wanken zwischen dem Wir und dem Ich.

Es ist eine offene Frage, ob das, was wir da suchen, meins ist oder vielmehr unseres. Ob ich das, was ich da suche, selbst erfunden habe, entworfen oder übernommen, oder gar nur mittrabe mit den Werbespots dessen, was man so zu tun und zu lassen hat. Spätestens mit Heideggers (1889–1976) Gegenüberstellung der Jemeinigkeit des Daseins einerseits und dem blöden ‚man‘ andererseits patrouilliert diese Frage, woher wir uns identifizieren und wer wir eigentlich sind, wie ein Grenzwächter die Grenze zwischen Wir und Ich.

Zylinderhase

Mehr Fragen (als Teaser). Frage nach dem Zusammenhang der verschiedenen Momente unseres Geschehens. Gibt es eine Form, die A und B umfasst, oder nicht? Oder wie sonst entsteht der Anschein von Zusammenhang von A und B?

Man kann die Hütchen dieser Fragen weiter hin und her rücken und kombinieren. Zum Beispiel (weitere

Kunststücke):

Wenn das, was ich bin, mit dem zu tun hat, was ich suche; und wenn Letzteres noch aussteht (noch nicht da ist): Würde ich dann, wenn ich es denn erreichte, über mich hinausgegangen sein, d.h., würde ich etwas anderes, ein anderer, geworden sein? Oder würde ich mich – als der selbe – vergrößern, verändern?

Wenn mir die Erfüllung vorschwebt: Wo genau schwebt sie? Und wie verhält sich jener Ort (an dem sie schwebt) zu dem, an dem ich mich gerade jetzt befinde? Wenn die Erfüllung von A nach B geht, und ich jetzt bei A bin, wie steht das Ich, das auf der mit A gekennzeichneten Stelle steht, zu dem, was ich dann, auf B stehend, sein würde?

Und was ist meine Triebfeder in dieser Bewegung von A nach B? Will ich mich entfremden? Will ich mich entpuppen, meine wahre Bestimmung als Schmetterling finden? Wenn immer von ‚eigentlich‘ („eigentlich‘ dieses oder jenes sein“) die Rede ist, dann wird eine Bresche angesprochen – die Bresche nämlich zwischen dem, was ich bin (was auch immer das sein mag), und dem, was ich eigentlich bin, oder sein will, oder wollen sollte, oder sein sollte ... Wer aber bin ich nun? In welcher Ecke, auf welcher Ebene suchen wir die Antwort auf die Frage, was mich denn ausmache? Bin ich z.B. mein amerikanischer Traum, meine Vision? Oder bin ich gar der Krümel, der sich das ausdenkt? Wir leben in Zeiten der Steigerung und des Über-sich-Hinauswachsens. Aber wohin wachsen? Und hauptsächlich: Wer wächst da?

Wenn wir hier von dem sprechen, was ich bin, dann meinen wir damit etwas, das mehr zu mir gehört als z.B. meine Frisur (wohl wissend, dass diese Aussage den Lesern von bunten Zeitschriften unverständlich bleiben muss, ist doch eine neue Frisur in höchstem Maße identitätsstiftend). Wenn

nun wiederum das, was ich bin, mit dem, was ich suche – worauf es in meinem Leben ankommt –, zusammenhängt, dann springt wie von selbst der Hase der Freiheitsfrage aus dem Zylinder: Bin ich denn frei, dies und das zu wollen? Kann ich es (frei nämlich) überhaupt sein? Oder bin ich immer nur ein Knoten im Fischernetz unserer Gesellschaft, des Volkes, der Wirtschaft, des Zeitgeists?

Zoom

Von der Bemühung, den Überblick zu behalten

Wir sind der Frage nach Erfüllung gefolgt. Wir haben damit angefangen, weil ich mir dachte, dass mehr Leser damit etwas anfangen können, mehr Leser also diese Fragetüte aufgreifen und mir in den dritten Stock in meine Wohnung folgen. Nun zoomen wir an die Frage heran, möchten uns voranzoomen.

Aber statt das gesuchte Molekül zu isolieren, löst sich vor unserer Linse alles auf, spaltet sich jede Frage in weitere Fragehütchen. Wie in der Natur eröffnet jede Steigerung der optischen Auflösung, jedes stärkere Mikroskop wieder neue Welten, in denen sich das vorher als eins Gesehene spaltet.

Wir müssen versuchen, den Überblick zu wahren. Das ist seither die Kunst des Denkens, schon seit Platon ist die Sicht von oben die bevorzugte, das ist auch die, die den guten Fußballspieler ausmacht: Er ist auf dem Feld, weiß aber, wo seine Mitspieler stehen, als ob er von oben schaute. Von oben, von wo auch Gott auf die Kinder herabschaut, ergibt selbst das schlimmste Chaos eine Ordnung – das weiß der Alpenkletterer, oder auch jeder abhebende Flugzeugpassagier.

A to B

Wo die Frage nach uns zunächst formalisiert wird und sogleich zurückgebunden an die Frage nach Erfüllung und dabei konkretisiert wird. Methodische Richtungsanweisung: Wir schauen bei uns selbst nach

Wir haben (in unserem jeweiligen Zustand oder vielleicht sogar unserem Wesen nach – was auch immer Letzteres sein mag) Spielraum, d.h. Raum um uns herum. Diese Aussage ist das Pendant zu der vorherigen, dass wir nicht fest sind. Der Spielraum ist – rein formal gesehen – ein Raum für Veränderung. Es ist also anzunehmen, dass wir uns – immer? – zu Steigerungs-, aber auch Verlustmöglichkeiten verhalten. Wie sehr uns das bewusst ist und somit auch wie sehr es uns kratzt, hängt – so wäre anzunehmen – auch davon ab, wie stabil wir unseren Zustand (oder unser Wesen) einschätzen, bzw. – salopp gesagt – wie wohl wir uns fühlen, da, wo wir uns gerade befinden.

Unser Zustand (oder gar unser Wesen) ist der einer Spannung: Mit Spiel (wie eine lockere Schraube oder Mutter), umgeben von Möglichkeiten, verhalten wir uns (mehr oder weniger bewusst) zu etwas, das noch nicht da ist. Das kann auch in extreme Formen ausschlagen: Wir sehnen uns nach etwas (oder verabscheuen etwas), wir vermissen etwas (oder befürchten etwas), wir arbeiten auf etwas hin (oder wehren etwas ab), sind unterwegs, dazwischen – formal: zwischen A und B.

Formal (das ist manchmal hilfreich) ergeben sich nahezu automatisch diese Fragen:

- Was ist A?
- Was ist B?

- Wie ist die Verbindung zwischen A und B?

Diese Fragen sind formal, d.h., sie enthalten sich der Vorwegnahme einer inhaltlichen Füllung, einer Konkretisierung.

Auf der Suche nach Antworten ist es aber sinnvoll, testweise Konkretisierungen in diese formale Leere zu kippen, um zu gucken, was passiert.

Versuchen wir es – dem Tenor dieses ersten Teils entsprechend – mit der Erfüllung. Erfüllung, als etwas, das wir suchen, wäre der Position B zuzuordnen. Was wir uns als (uns) erfüllend vorstellen, hängt aber wiederum mit A zusammen, also mit mir jetzt (,mir‘ als Wesen oder ,jetzt‘ als Zustand), also der Position, in der wir uns jetzt befinden. (In dieser Position, an diesem Ort verspricht mir roher Fisch keine Erfüllung, wäre ich ein Pinguin, wäre das vermutlich anders.)

Wir äußern die Vermutung, dass das, was wir als Erfüllung suchen, mit dem, das wir sind, zusammenhängt. Wie stellen wir uns diese Verbindung (zwischen A und B) eigentlich vor? Ist das, was wir suchen,

a) ein Ausdruck meiner Identität, dessen also, was ich bin? Also: Will ich x, weil ich so bin? (Zum Beispiel Amerikaner suchen den Erfolg in Unternehmungen, Argentinier tanzen Tango, Deutsche mögen Ordnung.) Oder ist dieses Erfüllende eher

b) etwas, das meine Identität prägt? Also: Bin ich y, weil ich das will? (Erst wenn ich meinen Erfolg in Unternehmungen suche, werde ich zum wahren Amerikaner, zum Argentinier erst, wenn ich Nächte durch Tango tanze, zum wahren Deutschen, wenn ich

mit der Wasserwaage anrücke, um alle Bilder gerade zu hängen.)

Und die Erfüllung, B. – Was stellen wir uns da vor? Schon das Wort legt eine Mehrdeutigkeit nahe, zwischen substantieller und verbaler Bedeutung: Ist das B ‚Erfüllung‘

a) das, was erfüllt (also z.B. der Swimmingpool, der Maserati, die olympische Medaille, der römische Lorbeerkranz, die Statue)? Oder ist es

b) der Vorgang, das Geschehen, der Zustand des Erfülltseins, mehr noch, der Vorgang des Erfülltwerdens (also wie ich am Pool sitze, den Maserati fahre, auf dem Podium die Medaille um den Hals gelegt bekomme etc.)?

Um nicht über die Hochseile der Spekulation zu stolpern, sollten wir den Fragen nach B und der Verbindung zwischen A und B nachgehen, indem wir uns bei A umschauen. Wenn die Vermutung stimmt, dass es einen Zusammenhang zwischen A und B gibt, dann werden wir diese bei A finden.

Träume

Paradebeispiel für Erfüllung: der Konsum. Steigerung als Prinzip

Wir konsumieren gerne, wünschen uns also das bessere Auto, den schöneren Garten – und wir wähnen uns gerne in der Lage, etwas zu unserem Werdegang beitragen zu können. (Wahrscheinlich ist die Marktwirtschaft auch deswegen so erfolgreich, weil sie diese Seiten – Konsum und selbstbestimmte Verwirklichung – anspricht. Es wäre aber sicher übertrieben, diese Seiten lediglich dem abendländischen sozioökonomischen Gefüge zuzuschreiben.)

Halten wir fest, dass es menschlich ist, sich nach mehr zu sehnen; ob dieses nun ein himmlisches Versprechen, ein kleiner Topf Biersuppe oder ein großer kalifornischer Swimmingpool ist.

Ob wir glauben, das Erreichen zu können, durch eigene Kraft oder durch Gnade, oder ob wir es beim Träumen bewenden lassen – das variiert. Was bleibt, ist diese Spannung, das Streben.

Der Drang nach Steigerung ist altbekannt. Goethe (1749–1832) nennt die Steigerung eins der „zwei großen Triebräder aller Natur“⁵.

Hier

Wo eine erste Kennzeichnung des Begriffs ‚Hier‘ (als Pendant zu einem ‚Mehr‘) erfolgt

Was steht diesem Streben nach einem Mehr, der Steigerung, entgegen?

Versteht man unter ‚Entgegenstehen‘ ein Hindernis, dann ist es vielleicht unsere Trägheit. (Für das Träge musste in der Geschichte unseres Denkens immer wieder der Körper herhalten – träge, unbelastbar, im Gegensatz zum Geist, der beweglich ist, fliegen kann; wie oben im Kapitel „Krankheit“ in SMS-fähiger Knappheit angedeutet wurde, ist die Glaubwürdigkeit des Geistes seit dem XIX. Jahrhundert gesunken, während mit der aktuellen Gehirnforschung der Körper zur letzten Instanz avanciert.)

Verstehen wir hingegen das ‚Entgegenstehen‘ nicht als dieses sture Nichtwollen, sondern als Pendant, als positives

Gegenüber, dann wäre das Entgegenstehende eine Selbstgenügsamkeit auf der Position A – sagen wir: des Hier.

Einen solchen Ort kennzeichnet Rilke (1875–1926) in der zweiten der „Duineser Elegien“: „Fänden auch wir ein reines, verhaltenes, schmales / Menschliches, einen unseren Streifen Fruchtlands / zwischen Strom und Gestein“ – nur um gleich im Anschluss zu erwähnen, warum das nicht geht: „Denn das eigene Herz übersteigt uns [...].“⁶

Held

Paradebeispiel für unser Unterwegssein zu Erfüllung im weiten Land der vielen Ziele: der Held als der Erfüllte

Nachdem nun das Mehr seinen Gegenspieler Hier bekommen hat, können wir uns den Helden anschauen. Der Held – den es auch schon immer gab, besonders bei den Griechen und den Römern, die nahezu alle Varianten schon damals durchgespielt haben – tut sich heute oft besonders durch das hervor, was man – ohne diesen Begriff hier präzisieren zu wollen – Coolness nennt.

Das ist irritierend. Denn insbesondere in unseren strebenden Zeiten müsste der Held doch ein Mensch des Ausgreifens, Sich-Streckens sein, der in Überanstrengung ausgreift nach vielem. Und es ist auch so – sonst wäre er kein Held. Aber:

Cocktails

Wo erläutert wird, dass der Held die Anstrengung sehr wohl erbringt, aber in der Vergangenheit

Die Geschichte des Helden wird meistens von einem Zeitpunkt aus erzählt, an dem er das Ziel schon erreicht hat. Der Sportler bespritzt die Umstehenden mit seiner Freude, der Künstler sonnt sich in der Anerkennung oder wenigstens in deren – für uns allwissende Zuschauer sicherem – Herannahen; der Millionär schaut von seinem Büro aus über die Dächer der Stadt; der neue Pate liegt am Pool umgeben von Playmates und trinkt Cocktails.

Hätten wir nur diese Bilder und wüssten wir nichts von deren vollbrachten Taten, deren Heldenkampf – es wären keine Helden, sondern langweilige Personen wie wir selbst, niemand würde sie filmen, beschreiben, interviewen. Wir wissen aber um die Drachen, die sie gezähmt haben.

Würde man nicht nur eine rückblickende Reportage machen wollen, sondern eine Geschichte hier beginnen, dann müsste ein solcher Drache, ein Mehr, das zu erreichen mit Gefahr verbunden ist, auch noch in der Zukunft lauern, kurz davor, in die Gegenwart zu springen: die Zerrung oder das Gewissensdrama des Sportlers, die Krise oder das Liebesdrama des Künstlers, die Konkurrenz oder das Bankdrama des Unternehmers, die Rache des Polizisten oder das Familiendrama beim Mafioso. Wir brauchen diese Öffnung, die Sprengung des gemütlichen Hier, um es spannend, interessant zu finden (d.h. überhaupt hinzuschauen).



Wenn wir nun die Linse unserer Analyse weiter öffnen, stellen wir fest, dass das auch für uns Normalsterbliche, die wir nur selten Helden sind, gilt – für uns, die wir angesprochen werden in der Werbung. Diese kokettiert oft mit fast unmenschlicher Anstrengung, lockt aber letztlich nicht mit dieser, sondern mit deren Ergebnis – also mit der Ruhe des Erfolges, dem eben nicht mehr strebenden Moment, sondern vielmehr dem Moment, der in sich ruht (oder in dem ich ruhe). Würde nur die Anstrengung erzählt, käme uns das allzu bekannt vor – und wenig motivierend; denn in der wirklichen Welt sind viele Anstrengungen nicht von Erfolg gekrönt, wenigstens nicht so schnell wie im Werbespot.

Indem also die Heldengeschichten meist rückwärts erzählt werden, ist auch schon die *Happy Few* vorgenommen worden. Die Geschichte handelt meist nicht

von einem der sehr vielen, die sich anstrengen; sie handelt von einem der sehr wenigen, die Erfolg hatten. Das Lockmittel der Werbung ist die Suggestion, dass wir – wenn wir uns anstrengen – auch da hinkommen. Besser noch: dass wir, wenn wir den Cocktail am Pool trinken, die Geschichte der durchgearbeiteten Nächte, der Schießereien in nächtlichen Imbissbuden gleich mitgeliefert bekommen. Wenn wir eine olympische Goldmedaille im Online-Versand erwerben, wird ein Schatten der Trainingsjahre mitgeliefert.

Sicher wird uns Zuschauern und Lesern manchmal mehr, manchmal weniger zugemutet an nicht aufgelöster Spannung, an Öffnung des Hier für eine Herausforderung mit ungewissem Ausgang. Das hängt davon ab, wie stark oder schwach unsere Brust ist – in der Vorstellung derjenigen Drehbuchautoren oder Werbungsmacher, die uns ansprechen. Die Spannung bei Werbung für Grießbrei ist höchstens der Kampf um ein Tor des kleinen Sohnes, geht es um Moto-Cross-Maschinen, wird etwas mehr Härte und Spannung erwartet und geboten.

Der Charakter des Mehr, die Sanftheit oder Heftigkeit dieser möglichen Steigerung, hängt immer auch mit demjenigen zusammen, der sich zu diesem Mehr verhält, der sich also in die Steigerungsmöglichkeit einspannt oder einspannen lässt, sich als Kaninchen diese Möhre vor die Nase hängt.

Wenn das Mehr etwas ist, wonach man sich streckt, dehnt, sehnt, dann ist dabei immer die Grenze desjenigen, der sich da sehnt, dehnt und streckt, zu beachten. Was für den einen eine Riesenanstrengung ist, ist für den anderen keine. Und mehr noch: Was für den einen heute eine Riesenanstrengung ist, mag ihm morgen leicht von der Hand gehen – Gründe dafür kann es genügend geben: Übung, Tagesform, Drogen, Abstumpfung, Druck, Wachstum etc.

Kreuzbezug

Wie Streben (Anstrengung) und Konsum (keine Anstrengung) zu vereinen sind. Wie sich diese Vereinbarkeit als trügerisch herausstellt und einer Widersprüchlichkeit Platz gibt. Der Begriff der Entfernung wird eingefädelt

Diese Ausführungen legen nahe, dass im Streben nach mehr nicht unbedingt dieses selbst das Ziel ist. Das Ziel ist sogar eher selten das Mehr als solches, die Steigerung. Wonach wir uns strecken, ist die Ruhe danach, am Swimmingpool, im Garten, die Lorbeer-Ruhe.

Das heißt aber doch, wir sehnen uns nach dem, was wir jetzt schon haben, nämlich an einem A zu sein. Der Unterschied, der wahre Gewinn, liegt darin, dass es kein B gäbe, das uns ruft, unsere Ruhe hier madig macht oder mit Versprechen verschiedener Art in den Schatten stellt.

Schematisch formuliert: Wenn wir nach etwas streben, haben wir dabei immer – ausdrücklich oder nicht – eine gewisse Vorstellung des Ortes A, an dem wir uns gerade befinden. Dieser Ort definiert sich wiederum auch durch die Entfernung zu einem mehr oder weniger klar umrissenen B, zu dem hin wir möchten. Manchmal möchten wir gar nicht hin, sondern begnügen uns damit, uns vorzustellen, es ginge uns besser, wenn wir dort wären. Wie schon erwähnt, werden diese Entfernungen in Einheiten gemessen, die je nach Tagesform variieren.

Das Mehr, zu dem hin wir wollen, ist dann wie das jetzige Hier, nur ohne das Ärgernis, dass da noch etwas ist (das Mehr, B), das wir nicht haben, das uns aber irgendwie reizt oder fehlt. Das Hier ist eigentlich wie das Mehr, nur dass es nicht im Schatten vielseitiger Steigerungsmöglichkeit steht.

Es ist leicht zu sehen, dass hier geschummelt wird. Ein A, das nicht im Verhältnis zu einem ausstehenden B steht, ist eigentlich kein A. Und ein B, das nicht (für ein A) aussteht, eigentlich kein B.

Erlösungspülverchen

Über konkreten Selbstbetrug und die Struktur Hier/Mehr, die dahinterliegt

Dieser Kreuzbezug (A mit erschlichenen Eigenschaften von B vorgestellt, B mit erschlichenen Eigenschaften von A) bietet auch den Boden, auf dem all die fernöstlichen Erlösungspülverchen gezüchtet werden, die das Glück durch Konzentration auf das Hier und Jetzt und durch Absehen von zukunftsgerichteten Erwartungen verkünden.

Dies ist, das muss in aller Klarheit gesagt werden, abwegig. Denn in welcher Meditationsrunde ich mich hier auch befinden mag: die – zukunftsgerichteten, das Hier und Jetzt also überschreitenden – Erwartungen bleiben, z.B. meinen Kinder zuhause gehe es weiterhin gut, ich werde, wenn ich mit der Yoga-Matte zuhause ankomme, dort das bekannte Haus und nicht plötzlich eine Imbissbude vorfinden, ich werde nicht verhaftet werden, sondern als unbescholtener Bürger weiterhin frei die Straßen bzw. Bürgersteige begehen dürfen, es wird auch weiterhin Straßen in der gewohnten Dreidimensionalität geben etc.

Diese Erwartungen sind grundlegend für mein Befinden und als solche tragen sie auch das Meditationsintermezzo, das – undankbar – vorgibt, sich abkapseln zu können. Zwar ist die Wirklichkeit nicht kafkaesk (man wird nicht ständig verhaftet), aber dann ist sie es manchmal doch – täuscht

man sich darüber hinweg, dann hat man sich auch schon selbst getäuscht.

Also: Die Erwartungen – eine Form der Verlängerung des Hier und somit auch eine Form von Mehr – sind so derart Teil dessen, was wir sind, dass man sie offensichtlich nicht wahrhaft ausschalten kann. Umgekehrt formuliert: Das, was bei erfolgreicher Ausschaltung der Zukunftserwartungen und womöglich dann automatisch eintretender Erleuchtung die Wirklichkeit wäre, ist schwer zu sagen.

Worum geht es in dieser Betrachtung? Wir beleuchten unseren Hang zu mehr, unsere Unzufriedenheit, unsere Hoffnung auf Ruhe, wenn wir denn die Herausforderungen x, y und z gemeistert haben.

Wir stellen fest, dass, obgleich dieser Hang zur Steigerung in Zeiten der Werbung und der standardisierten Unterhaltungsmedien besonders stark angeregt wird, er einfach – sozusagen standardmäßig – zu uns gehört (was auch immer wir sein mögen und wie dieses Dazugehören zu verstehen sein mag).

Wir stellen aber auch fest, dass es so etwas wie einen versteckten Rollentausch gibt, da

- a) die Steigerung zu B führen soll,
- b) sich B für uns – die wir in A sind – als eine pieksende Störung von A gibt, so dass
- c) sich B letztlich für uns – wenn wir uns uns selber dort, bei B, vorstellen – wie A ohne Störung darstellt.

(Dies ganz ungeachtet der Frage, ob wir in der Lage sind, dahin zu kommen.)

Befestigungsanlagen